



Instrumentum laboris, Teil I: Beziehungen Die Perspektive der Beziehungen: Die umgekehrte Evidenz

Sr. Maria Ignazia Angelini O.S.B

7. Oktober 2024

Beziehungen zum Herrn, zwischen Brüdern und Schwestern und zwischen den Kirchen - erhalten die Vitalität der Kirche weit radikaler als ihre Strukturen (Instrumentum laboris, Vorwort).

Das heutige Evangelium, das Herzstück der Geschichte von Lukas, dem „Theologen der Beziehungen“ (Bovon), haben wir gehört und es führt uns in diese neue Etappe ein: die Gnade des Frühlings, um Teil I.a des Instrumentum laboris in Angriff zu nehmen. Im Gleichnis des Samariters finden wir implizit eine Karte des synodalen Weges gezeichnet, als Symbol, der in Beziehungen sein tragendes Netz hat. Beziehungen, in denen es noch vor dem „Tun“ um das „Sehen“ geht. Das Sehen, das im Zentrum der synodalen Spiritualität steht: „Ubi amor ibi oculus“: Wo Liebe ist, öffnet sich ein neuer Blick.

Eine überraschende Nähe, die das Gleichnis offenbart, das Jesus dem *nomikòs* erzählt, um ihm zu zeigen, dass das Geheimnis des Gebots nur durch das Ereignis der Beziehung verstanden werden kann. Und wir können den synodalen Weg selbst dargestellt sehen: der Weg von Jerusalem „hinunter“ nach Jericho ist der Horizont aller möglichen Wege. Der synodale Weg, der auf vielen Ebenen und in vielen Richtungen begonnen wurde - je nach Kontinent, Nation, Kontext und Zusammenarbeit - ist einzigartig. Aber für diejenigen, die ihn beschreiten - so offenbart uns das Evangelium -, eröffnen sich verschiedene Visionen: sehen und weitergehen, sich von der anderen Seite distanzieren. Wie viele Geschichten überschneiden sich in den synodalen Dialogen, wie viele enttäuschte Erwartungen, oder - verwandelnd! - welcher Blick kann reifen.

In diesem Sinne radikal und generativ ist das Wort des Evangeliums, das uns heute verkündet wird. Gerade heute, in einer dunklen Stunde für die ganze Welt: brudermörderische Kriege, bei denen die Menschen wegschauen, um den Himmel nicht zu sehen, verschlungen in einer Spirale ohne Erlösung, die den Menschen der Erde gleich macht – „halb tot“ (Lk 10,30).

„Synodalität für die Mission“ hört man heute immer wieder, ja: aber welche Mission? „Ein Mann stieg hinab“ (Lk 10,30). Dieser Abstieg von Jerusalem nach Jericho ist ein Modell für alle Missionsreisen. Der Blick, der „herabsteigend“ das Unglück sieht, erschüttert das Innere und verwandelt den Samariter in einen Nächsten; er verwandelt die Beziehungen desjenigen, von dem man dachte, er habe keine guten Beziehungen (Joh 4,9b): er wird sich nicht mehr von dem „Halbtoten“ lösen können, der plötzlich vor ihm auftaucht. Eine mütterliche, innere

Dimension verwandelt das Ferne in das Nahe (Eph 2,13). Die „barmherzige“ Kirche, in der Barmherzigkeit.

Die Mission heute, in einer Zeit, die von so viel offenkundiger oder verdeckter Gewalt geprägt ist, unterscheidet sich - in Treue zur ursprünglichen Sendung - in ihrem Stil radikal von den Methoden und Strategien, die bis vor kurzem zu gelten schienen. Vielleicht muss die Mission heute - das Evangelium ist anregend! - herausfinden, wie sie ihren Blick für die Glückseligkeit des Sehens mit Augen des Mitgefühls öffnen kann. Mission unter freiem Himmel, auf offenem Meer: ohne Schutz - aber nicht ohne ein Kriterium: die Bekehrung zur Barmherzigkeit. Mütterlich Inneres.

Im Instrumentum laboris lesen wir: „... der Glaube wird in den Beziehungen - zu Christus, zu den anderen, in der Gemeinschaft – weitergegeben“. „... Beziehungen, die fähig sind, der göttlichen Liebe zu entsprechen, die sie immer wieder erreicht und die sie in den konkreten Kontexten, in denen sie sich befinden, bezeugen sollen ... eine Beziehungsumkehr, die die Prioritäten und das Handeln eines jeden neu ausrichtet“. (IL 21).

Beziehungen, die von Gott und nicht von sich selbst sprechen, wie Bischof Theophilus (im 2. Jahrhundert) klar erkannte: „Wenn du sagst: Lass mich deinen Gott sehen, werde ich sagen: Lass mich den Menschen in dir sehen, und ich werde dir meinen Gott zeigen. Lass mich also sehen, ob die Augen deiner Seele sehen und die Ohren deines Herzens hören“. (Theophilus von Antiochien - 2. Jahrhundert - *Ad autolytus*). Ja: Mission ist eine Sache der Augen und des Herzens. Deshalb nehmen wir mehr oder weniger verwirrt wahr, dass es wichtig ist, die Dienste der Frauen in der synodalen Kirche wiederzuentdecken.

Das heutige Evangelium belehrt uns. Jede der vier Personen, die denselben Weg gehen - der „von Jerusalem nach Jericho hinunterführt“: aber wir könnten heute viele unserer eigenen Städtenamen ersetzen -, hat einen ganz anderen Stil. Ein Mann ohne Wissen, ein Räuber, ein Priester, ein Levit, ein Samariter. „Zeige mir den Menschen in dir, und ich werde dir meinen Gott zeigen“. Es geht darum, den Schritt, den Stil, von Gott zu empfangen (Eph 5,1), der sich in seiner ursprünglichen Dynamik der „Abstammung“, des *Kenotischen*, offenbart hat. Bis zum Punkt der Erfüllung - in der Unterwelt.

Die Väter haben das sofort erkannt: Im Gleichnis wird die Geschichte des Menschengeschlechts erzählt - der „Mensch“, der von Jerusalem herabsteigt, ist Adam. Aber gleichzeitig erzählt das Gleichnis von Jesus, seinem entscheidenden Weg des „Abstiegs“, bis zu dem Punkt, an dem er sich - durch mütterliches Mitleid - mit unserer Abscheulichkeit identifiziert. Und das Öl, um unsere Gesichter wieder schön zu machen, und der Wein, um unsere Herzen zu erfreuen.

Aber dieser Samariter macht sich nicht zum Herrn: er führt, er sammelt andere, er vertraut an, er schafft ein Netz von Beziehungen, er webt eine Kultur der Unentgeltlichkeit. Und so erzählt er von uns, von der Kirche, die als "*pan-docheion*" (10,34) beschrieben wird: ein Ort, an dem alle willkommen sind. Ein Ort der unentgeltlichen Fürsorge. So werden wir herausgefordert, in Wahrheit eine synodale Kirche zu sein.

Dafür bleibt die Versuchung bestehen: „Er ging auf die andere Seite hinüber“ (V. 31.32): ein entscheidendes Verb. Der andere, der in Not ist, wird unsichtbar für diejenigen, die in ihren eigenen Agenden, Dringlichkeiten und selbst vorgetragenen Beweisen gefangen sind. Die Gleichgültigkeit ist das Übel einer komplexen, globalen - aber anonymen - Gesellschaft. Ein

Übel, das auch die synodale Kirche in vielerlei Hinsicht in Versuchung führt - und das beginnt schon bei der Art des Feierns.

Die Pointe des Gleichnisses liegt in jenem „Sehen“, das den anderen erkennt und mir aufträgt, mich zum Nächsten zu machen (Lk 10,33); das Sehen, das die Wunde zufügt, die innere Umwälzung auslöst, von der aus die Tat des „Erben“ des ewigen Lebens, die eigentliche göttliche Tat, beginnt: das demütige Mitleid. Der Lichtblitz, der dieses Sehen bewirkt, wird vom Menschen in der Not ausgelöst. Es kann sich dabei sogar um ein abstoßendes Phänomen handeln (der heilige Franziskus lernt dies aus seiner Begegnung mit dem Aussätzigen); oder um eine erschütternde Offenbarung. Neue Erkenntnisse reifen durch die Inkarnation, durch die Körperlichkeit.

„Tut dies und ihr werdet leben“, lautet die abschließende Andeutung des Gleichnisses. Das bleibt offen. Es ist nicht bekannt, was der *Nomikòs* tun wird. Es ist sicher nicht ein Tun, wie man es erwartet: Es geht um eine Reihe von Erkenntnissen, die nur die Offenbarungskraft des Evangeliums bewirken kann: Sich kümmern, wie ein Samariter, der sich über einen anonymen, unglücklichen Juden beugt; Unterschiede akzeptieren und überarbeiten und sich sofort um den Aufbau eines *pandocheion* kümmern: ein Netz gastfreundlicher Beziehungen. Eine Kultur des freien, demütigen Mitgefühls. Nur die Offenbarung des Sohnes, „der herabgestiegen ist“, kann Augen und Herzen öffnen, um zu sehen („... und wem der Sohn ihn offenbaren will“, Lk 10,22); und kann diese unwahrscheinliche Nähe verwirklichen, die das überraschend einfache „Tun“ andeutet, das eine brüderliche Menschheit aufbauen kann.

Der andere, der fehlt, ist eine erschütternde Offenbarung. Das bekehrt das Herz und gestaltet die Welt neu. Es schafft eine Kultur. Der Samariter der Straße, der „herunterkommt“, ist für den synodalen Weg ein Symbol und der Beginn einer neuen Spiritualität, die eine Alternative zum Spiritualismus der Sakristei oder der geschützten Intimität darstellt. Durch eine neue spirituelle Unterscheidung: von enteigneter Innerlichkeit. Der strahlenden Demut. Der spirituelle Mensch ist derjenige, der den anderen in seiner extremen Zerbrechlichkeit „sieht“, halb tot. Und, von Mitleid ergriffen, bleibt er stehen, macht sich zum Nächsten. Wie der einzige „Erbe“ - Jesus; und wie der Abba, der sich in ihm offenbart.

Im Licht dieses Evangeliums können wir versuchen, die Krise, die wir durchleben, und die evangelisierende Sendung der Kirche im Glauben zu lesen. Denn es ist wichtig und entscheidend, dass wir über unser Sein - die Kirche von heute, die auch verwundet und „barmherzig“ ist - in der Kultur nachdenken.

Wie können wir also - durch die Krise hindurch, indem wir gemeinsam den „Weg nach unten“ gehen - den göttlichen Ruf in der heutigen Welt verstehen? Der Geist Gottes liebt es, an den Orten von Grenzen und Rändern zu wohnen. An den Rändern der Straße, die von Jerusalem nach Jericho hinunterführt. Es ist der Beginn einer Umwälzung des geistlichen Horizonts. Eine Umwälzung, die in Jesus von Nazareth ihre volle Offenbarung gefunden hat. Die nicht sakrale Liturgie der Begegnung mit dem Anderen, die aus dem Geheimnis der liturgischen Feier gelernt wird, ist der brennende Kern des Stils des Geistes.

Unsere menschliche Natur ist im Grunde von Beziehungen durchdrungen. Früher oder später kommt also in jedem von uns der Zeitpunkt, an dem wir uns entscheiden müssen, ob wir aufhören oder weitergehen wollen. Und - indem wir innehalten - entscheiden wir, ob und wie wir die Welt und die Kultur neu gestalten. Angefangen mit freien Beziehungen. Gesegnet mit Öl in Hülle und Fülle und Wein, *pandocheion*.

